

fen, oder wenn die alten Freunde wieder einmal über alte Zeiten redeten und sich an den einen erinnerten, so wie er damals gewesen war, und ihn sich nicht anders vorstellen könnten als genau so.

Gegenseitig von sich wüssten sie weniger zu erzählen, wenn sie sich am Wirtshaustisch gegenüber sässen, denn ein klares Bild ihres früheren Lebens stelle sich kaum ein, wenn sie sich, gealtert und schon etwas lebensmüde und gelangweilt, am Wirtshaustisch gegenüber sässen und erzählten von alten Zeiten. So brächten sie die Zeit damit zu, von Sandro Klingenschmid zu erzählen, der ein Jahr lang, als sie die dritte Klasse der Volksschule besuchten, im Dorf wohnte und von Religionsunterricht und biblischer Geschichte dispensiert gewesen war. Niemand hatte je wieder von ihm gehört. In ihrer Erinnerung würde er für immer klein und schüchtern bleiben, und sie würden nicht vergessen, dass er nicht Dialekt, sondern mit hoher und leiser Stimme nach der Schrift sprach.

Und ich fragte mich, ob sich noch jemand daran erinnere, dass 1971 eine Familie aus Süditalien in mein Dorf gezogen war, ins Haus, das demjenigen meiner Grossmutter gegenüberlag und als baufällig galt und lange leergestanden hatte. Die zwei Knaben, einer so alt wie mein Bruder, der andere wie ich, hatten Namen, die wie Felsbrocken aus dem Dialekt ragten: Domenico und Antonio Belmonte. Der Lehrer in der zweiten Klasse sorgte dafür, dass Antonio die Klasse verlassen musste und in die Hilfsschule für geistig behinderte Schüler geschickt wurde.

Zwei Jahre später kamen Antonio und Domenico, die wir Toni und Mimo nannten, nochmals für ein paar Jahre ins Dorf zurück. Ich erinnere mich, wie Toni mich einmal seinen Freund nannte, und wie ich mitlachte, als drei Klassenkameraden erzählten, wie sie ihn neben dem verwesenden Kadaver eines Dachses am Boden festgebunden hätten, und wie sie ihn dort liegen liessen, bis bei Einbruch der Dämmerung Antonios Mutter, schon etwas beunruhigt über das lange Ausbleiben ihres Sohnes, ihn dort gefunden haben muss, schon etwas steif in den Gelenken und vom üblen Gestank des Kadavers gewürgt und leise vor sich hin weinend, wie ich mir vorstelle. Das muss sich, denke ich jetzt, 1971 oder 1972 zugetragen haben, noch während Antonios erstem Aufenthalt im Dorf.

Am Samstag ging Toni in die italienische Schule, die es damals in Liechtenstein gab. Er wolle seine Sprache nicht vergessen und sein Land, sagte er einmal, als ich ihn fragte, was er in der anderen Schule mache. Italien sei das schönste Land. Sein Vater müsse hier Geld verdienen. Dann zögen sie wieder nach Hause, und er, sagte Antonio, werde einmal einen Bauernhof haben mit Tieren und mit Olivenbäumen. Vielleicht könne ich ihn dann besuchen kommen.